

Tabu or not to be

Von den zehn Super-League-Mannschaften ist etwa ein halbes Team schwul. Nur: Wirklich wissen will das niemand.

Früher lag es im Wortsinn des Begriffs Tabu, dass über den Sachverhalt nicht geredet wurde. Heute ist es umgekehrt. Was am Tabu nichts ändert. So wie bei den schwulen Fussballprofis. Es gibt in der Tat sehr wenig Tabus, über die in letzter Zeit so viel geredet wird wie über Schwule und Fussball. Die Fakten sind, mehr oder weniger, bekannt: Selbst wenn im Profifussball, was anzunehmen ist, Homos unterdurchschnittlich häufig sind, wird es ein paar geben. Geht man von der üblichen Homoquote von fünf Prozent aus, kommt man in der Super League mit ihren zehn Mannschaften auf ein halbes schwules Team.

So weit die Milchbubenrechnung. Offiziell ist aber im Profifussball, in der Schweiz und anderswo, quasi niemand auch nur ein bisschen schwul, weil sonst die Hölle los wäre. Der Sport, besonders der Mannschaftssport, bleibt einer der konservativsten Bereiche unserer Gesellschaft. Das ist die feine Umschreibung dafür, dass schwul in Stadien nach wie vor ein Schimpfwort ist, sowohl in Gesängen der Fankurven wie auch in den Attitüden von Spielern und Funktionären. Das haben die wenigen zu spüren bekommen, die es gewagt haben, sich zu ihrer Homosexualität zu bekennen. Justin Fashanu, der Stürmer des britischen Erstligisten Nottingham Forest, tat dies 1990. Acht Jahre später erhängte er sich, zerschunden von Hass und Hetze.

Der jüngste Fall ist ein deutscher und heisst Marcus Urban. Urban war Mittelfeldspieler. Nachdem er sich geoutet hat, ist der ehemalige Erfurter Zweitligaprofi als Sozialpädagoge tätig. Drei homosexuelle Bundesliga-Profis seien ihm bekannt, erklärte Marcus Urban öffentlich, aber Namen nenne er nicht. Ebenfalls keine Namen nennen (können) auch Kicker Magazine wie «Elf Freunde» oder «Rund», die in letzter Zeit das Schicksal anonymisierter schwuler Spitzenspieler zwischen den eigenen Bedürfnissen und den chauvinistischen Ansprüchen der Männerbastion Fussball thematisiert haben. Solche Spieler kreieren Doppelidentitäten mit Frauen und Kindern. Die Partnerin ist oft eingeweiht und spielt mit – wie im Hochadel.

Man muss kein lic. phil. der Psychologie sein, um nachzuvollziehen, dass das Verleugnen bei den Betroffenen mit hohen psychischen Kosten verbunden ist. Eine Konsequenz dieser Verdrängungsleistungen ist oft, dass schwule Spieler wie Marcus Urban auf dem Rasen besonders maskulin und ruppig auftreten. Das nennt man kontraphobische Überkompensation. Klingt technisch, ist aber vom Mechanismus her dasselbe, wie wenn der übergewichtige Fernsehkobold Dirk Bach sich ein Lycra-T-Shirt mit Leopardendruck anzieht.

So weit die Fakten. Aber schaut man genauer hin, ist die Diskussion von allen Seiten, gerade von den wohlmeinenden, von Klischees und naiven Spekulationen bestimmt. Oft wird gesagt, homosexuelles Flair (was immer das sein soll) könne im Fussball als Vermarktungssegment nutzbar gemacht werden. Und dann wird stets David Beckham und dessen vermeintlich «androgynes Spiel mit den Geschlechterrollen» zitiert, das bahnbrechende Hilfestellung liefern könnte für die Homo-Emanzipation, eben weil David Beckham sich so gut verkaufen lässt. Die Sache ist nur die: Bloss weil er sich mal die Fingernägel lackiert (macht Ozzy Osbourne schon seit Jahrzehnten) oder

in einen Sarong schlüpft (der ohnehin ein Männerkleidungsstück ist), ist an David Beckham noch nichts Androgynes. Sonst würden ihn wohl Homos kaum als Sexsymbol betrachten. David Beckham hat nichts für die Schwulen getan, und wieso auch? Er ist weitestgehend heterosexuell und mit einem Superweib namens Posh verheiratet.

Fussball-Ikonen wie David Beckham oder sein Ex-Unterhosenmodelkollege Freddie Ljungberg von West Ham United oder Cristiano Ronaldo von Manchester United sind Ikonen, gerade auch für Homos, weil sie männlich sind. Schwule verehren sie nicht, wie wohlwollende Kommentatoren glauben, in Ermangelung eines offen schwulen Spielers, quasi als Ersatzliebliche, weil sich die eigenen Leute verstecken. Diesem Trugschluss scheinen übrigens auch engagierte Homos selbst gern aufzusitzen, wie Marcus Urban, der optimistisch in der «Welt am Sonntag» verkündete, dass der erste Bundesligaprofi, der sich outen würde, das Zeug habe, zur Kultfigur in der Schwulenszene aufzusteigen. Das aber ist nicht sicher. Homos sind nämlich nicht a priori an Homos interessiert. Sie sind an Männern interessiert.

Nicht nur als Forum für gleich Gesinnte, sondern auch als «Signal an schwule Spieler, dass es uns gibt» verstehen sich auch schwule Fussballfanclubs, die immer zahlreicher werden und Namen tragen wie Rainbow Borussia, Stuttgarter Junxx, Queerpass St. Pauli, Queerpass Basel oder Wankdorf Junxx. Das Dilemma solcher Clubs besteht darin, dass sie für Integration kämpfen und gleichzeitig ein Getto aufmachen. Aber das Getto ist anscheinend wieder im Kommen. Denn trotz einer stark gestiegenen Sichtbarkeit von Schwulen wird vielerorts ein Rückgang an Toleranz festgestellt.

Diesen Trend hat beispielsweise der deutsche Sozialwissenschaftler Wilhelm Heitmeyer in einer Langzeitstudie analysiert. Danach ist der Anteil der Deutschen, die Homosexualität für unmoralisch halten, seit 2001 von 16.6 auf 21.8 Prozent gestiegen. Und dies vielleicht nicht trotz, sondern gerade wegen der stärkeren Sichtbarkeit von Schwulen. Weil Schwulsein kein Tabu mehr sein soll, sondern eine Lebensstiloption, und weil Homos präsenter und konkreter sind, fürchten etwa viele halbwüchsige Jungs, schwul zu sein, was zu zunehmender aggressiver Homophobie besonders an Schulen führt. Und am Arbeitsplatz behalten bei multinationalen Konzernen wie Ford oder Swiss Re 52 Prozent der Schwulen und Lesben ihre Veranlagung für sich, ergab kürzlich eine Diplomarbeit aus Köln.

Und die Schweiz? Als facettenreiche Willensnation ist sie – trotz gelegentlicher Rückschläge – von jeher ein Hort der Zivilisation mit einer grossen Tradition des Den-anderen-so-sein-lassen-wie-er-Ist. Der Sport hingegen ist eine eher kulturelle Sphäre, und kulturell wird dieses Land, oder zumindest sein deutschsprachiger Teil, vom grossen Nachbarn im Norden inspiriert. Nun ist es zweifellos korrekt, dass Schwule im deutschsprachigen Raum eine ziemlich grosse massenmediale Präsenz haben – jedoch vor allem als einfühlsame Talkmaster, tuntige Stylingexperten, mehr oder weniger komische Sitcom-Charaktere und als lebende Karikaturen wie der erwähnte Dirk Bach. Das schafft nicht unbedingt ein Klima für ein Coming Out auf dem Fussballplatz.

Homophobie wird im neuen «Good Practice Guide» der Uefa erstmals verurteilt. Aber ändern wird sich zunächst: nichts. Es gilt immer noch das, was Günter Netzer vor vier Jahren gesagt hat: Ein Outing wäre für prominente Spieler fatal. Man kann es noch deutlicher ausdrücken, wie der deutsche Verteidiger Philipp Lahm, der sich kürzlich im Interview mit dem Schwulen-Lifestyle-Magazin «Front» als erster deutscher Nationalspieler zum Thema Homosexualität äusserte und dabei die Situation im Fussball mit einem Wort treffend charakterisierte: «archaisch».

Philipp Tingler (37), lebt in Zürich und ist Schriftsteller und Journalist. Soeben ist bei Kein & Aber sein Handbuch «Stil zeigen!» erschienen, das auch Fragen des guten Benehmens beim Sport behandelt. Das Foto zeigt den Autor und stammt aus seinem Privatarchiv.

Erschienen in der annabelle Mann 01/08
Text: Philipp Tingler

© Copyright - annabelle Tamedia AG